

Daniel Nachbaur

Soll es brennen

Erzählungen

EDITION
TANDEM

Dieses Buch entstand im Rahmen
eines Projektstipendiums
des Bundesministeriums für Kunst und Kultur.

Inhalt

Was fehlt	5
Feuer	11
Soll es brennen	19
Alterserscheinungen	27
Masken	35
Türme	45
Schwarze Acht	53
Zeitschleife	61
Dammbbruch	69
Zeichen	76
Zeug	82
Weltwille	88
Mexiko	95
Stimmen	103
Münzen	108
Doppelpack	114
Lehm	122
Malstunde	127
Vernissage	132

Was fehlt

Matteo will nicht ins Wasser. Er steht mit eingeknickten Knien auf dem Sandstreifen am Flussufer, an einem der letzten Tümpel in dem sonst fast ausgetrockneten Bett. Den Kopf von dem ungeheuren Element weggedreht, sucht er den Blick seiner Mama, die ein paar Meter entfernt regungslos auf einem Handtuch am Fuß der Grasböschung sitzt. Sein Gesicht ist gerötet, ein wenig aufgedunsen von Sonne und Verzweiflung, und mit den orangen Schwimmflügeln an den Oberarmen sieht er aus wie ein Fabelwesen, das sich in eine falsche Dimension verirrt hat. Im knietiefen Wasser steht der Papa und lockt ihn geduldig zu sich. Weil der Kleine aber keine Anstalten macht, darauf einzugehen, sich vielmehr noch entschiedener und missvergnügter abkehrt, beugt er sich schließlich über ihn, um ihn kurzerhand hochzuheben. Sofort zerlegt sich Matteos pausbäckiges Gesicht in tausend Runzeln. Sprachlos über so viel Missverstehen sperrt er stumm den Mund auf. Er zappelt, versucht sich mit aller Kraft dem tauben Zugriff zu entwinden, aber es hilft alles nichts, schon haben ihn die Fluten, er spürt wie die Nässe kitzelnd und kühl seine Haut beleckt, ja wie der Tod ihn anrührt. Und was für ein Skandal: Mama verharrt immer noch dort drüben im Gras, unnahbar hinter ihrer Sonnenbrille. Wellen schwappen ins Bild, und da schnappt er kurz noch Luft wie zum letzten Mal und brüllt aus voller Kehle los. Es ist ein Hilferuf in den

Abgrund des Himmels, ein hoher, atemloser Schrei, der, im ersten Schreck falsch angesetzt, rasch an Kraft verliert und in einem erstickten Winseln endet. Aber nur kurz ist es still. Dann setzt die Klage erneut ein, gründlicher und widerständiger dieses Mal mit doppelter Lautstärke und dreifacher Länge. Ein richtiger Sirenenton ist das, anschwellend und sich aufschwingend bis weit über die höchsten Tannenwipfel, die sich am gegenüberliegenden Ufer lautlos im Sommerwind wiegen.

Belinda wendet sich ab. Sie dreht sich um und schaut zu dem Laubwäldchen hinauf, in dem der Fußweg verschwindet, der zu den Hintergärten ihrer Wohnsiedlung führt. Weiter im Hintergrund erhebt sich der Stadthügel mit seinem frühsummerlich strotzenden Mischwald, aus dem die Überreste einer Burg aufragen. Der Himmel darüber ist ungetrübt, nur die schmale und blasse Mondsichel schwebt ruhig im Zenit, ein zartes Zeichen, dass auch dieser Tag vergehen wird. Ihre Gedanken fliehen in die Tiefe des vor Wärme summenden Raums, und folgen gewandt dem kleinen Pfad durch den Auwald, seinem mäandernden und buckligen Lauf bis hin zu einer kleinen Vertiefung, nicht weit mehr von Zuhause. Dort sammelt sich an heißen Tagen die dicke Luft, und die hellen Sonnenflecken, die durch das Blattwerk eines überhängenden Erlenastes blitzen, tanzen auf dem federnden Waldboden. Der Ort strahlt seit längerem eine besondere Magie für Belinda aus, ohne dass sie genau sagen könnte, warum. Vielleicht die stille Romantik, die er verströmt, die seltsame Krümmung des Weges, der schaukelnde Ast, die den Eindruck vermitteln, als ob es da vergessene Pfade in irgendein Inneres gebe, die nun unbedingt einmal beschritten sein wollen? Jedes

Mal, wenn sie sich dieser Mulde nähert, drängt es sie, den unbekanntem Wegen zu folgen. So sehr, dass sie sich schon gefragt hat, ob sie denn unglücklich ist. Aber um das zu beantworten, müsste man da nicht beides kennen, Glück und Unglück? Welches von beiden wäre das Unbekannte, das ihr fehlt?

Matteos Geschrei ist inzwischen einem Quäken gewichen, das von immer größeren Pausen unterbrochen wird. Er trauert nur noch dem längst aus den Augen verlorenen Grund seiner Tränen nach, denkt Belinda. Auch dies wird gleich vorüber sein. Sie legt sich auf den Rücken ins stechende Gras der Böschung und schaut in den leeren Himmel, der durch die Brille bronzen wirkt. Um mit ihren Gedanken allein sein zu können, gibt sie vor zu dösen. Der würzige Geruch von gegrilltem Fleisch zieht ihr um die Nase, dazu ein Hauch Sonnencreme und Zigarettenrauch, wer weiß von woher.

Ist es etwa Robert, der ihr nicht mehr passt? Sie sieht ihn vor sich stehen, mit seiner charakteristischen platten Nase und den ausgeprägten Augenhöhlen, die seinen Blick überschatten, dazu seine untersetzte Statur. Fehlt da was?

Belindas Herz klopft. Sie schlägt die Augen auf und richtet sich hoch, um diese Gedanken zu unterbrechen. Sie setzt die Brille ab und wieder auf. Nicht sofort begreift sie das kleine Idyll, auf das sie da hinunterblickt: Robert sitzt mit Matteo auf dem Kies und häuft Steine in seinen Plastiklasten. Matteo gluckst vor Vergnügen. „He“, ruft sie, „ist die Badestunde etwa schon wieder vorbei?“ Sie steht auf, klettert zu den beiden hinunter und fährt Robert ungestüm an. Ihm immer alles ersparen, ein Pieps und schon wird nachgegeben. So wird er es nie lernen. Er wird es einmal schwer haben

im Leben. Letzte Woche der Versuch mit dem Hort: Matteo hat das Gesicht verzogen. Abgeblasen! Englisch für Dreijährige: Dasselbe. So geht es jetzt dauernd. Matteos Glück wird aufs Spiel gesetzt, aber es ist natürlich einfacher so ...

Matteo war gerade dabei, mit seinem Eimerchen eine weitere Fuhre Steine auf seinen Laster auszuschütten, damit Papa ihn abtransportieren würde. Doch leider hat der Chauffeur sich urplötzlich in Luft aufgelöst, und mit ihm entweicht sofort auch die Atmosphäre aus der ganzen, eben noch in sich funktionierenden Welt wie aus einem undichten Ballon. Matteo beginnt sofort wieder zu weinen. Jetzt allerdings steigt der Jammer nicht mehr so steil hinauf wie vorhin, sondern er hält sich am Boden und plätschert monoton und mit einer Nuance rätselhafter Selbstgenügsamkeit versetzt flussabwärts. Das Weinen eines Kindes an einem verschlafenen Sommernachmittag in einem ausgetrockneten Flussbett: Wer hat es in der Sonne schlummernd nicht schon gehört als eine Äußerung des uralten Ewigen, das sich auch im Säuseln des Windes, im Plätschern des Wassers und im Rauschen des Waldes vernehmen lässt?

Später entfacht Robert mit dünnen Tannenzweigen und -zapfen ein Feuer. Er geht geschickt vor, und so brennt es bald munter. Er schüttelt Holzkohle aus einem Beutel dazu, und ein scharfer, irgendwie milchiger Geruch breitet sich aus, während der Rauch ihm das Wasser in die Augen treibt. Belinda hat Matteo auf den Schoß genommen, gibt ihm Apfelsaft zu trinken und steckt ihm dazwischen enthäutete Stückchen eines noch rohen Würstchens in den Mund, die Matteo andächtig lutscht. Robert legt die gebeizten Koteletts auf die Alu-

miniumschale, nimmt zwischendurch einen Schluck aus einer kleinen Flasche Bier, und der Rauch steigt, von einer kleinen Böe erfasst, plötzlich auf und zieht davon in das nahegelegene Wäldchen, wo er sich zwischen den Stämmen zerstreut.

Nach dem Essen legt Robert sich auf einen Stein in die Sonne. Bald schläft er fest. Belinda ist es recht. Sie fürchtet sich vor dem Nachhauseweg. Matteo ist in die Aufgabe vertieft, eine kleine Sandbank am Ufer abzutragen. Sie sitzt bei ihm und raucht, während ihr das flache Licht von rechts ins Gesicht scheint. Die Mondsichel ist bereits untergegangen, und der reine Himmel glänzt golden. Erst als es schon dämmt und Matteo unruhig wird, weckt sie Robert. Er ist ganz auf den Grund seines Ichs gesunken, und im Aufwachen ist ihm kurz, als hätte er jetzt die Möglichkeit, an jedem beliebigen Augenblick seines Lebens wieder auftauchen zu können.

Zusammenpacken. Belinda trägt in zwei Taschen das Grillzeug, die Bücher und den Laster, Robert nimmt Matteo auf die Schultern. Belinda versucht ihre Gedanken in andere Bahnen zu lenken, weg von den Abgründen und Untiefen, aber es gelingt ihr nur kurz. Dann klopft sie schon wieder ihr Verhältnis zu Robert auf das verborgene Leck ab.

Sie hatte auf einer kirchlichen Trauung bestanden, nicht aus religiösen Gründen, sondern weil sie fand, dass die Zeremonie einem solch lebensentscheidenden Vorgang erst die richtige Bedeutung gebe. Robert war es nicht so wichtig gewesen, aber er hatte zugestimmt. Sie hatte ein traditionelles Brautkleid mit einer langen Schleppe getragen. Wie sie langsam auf den Altar in der Marienkirche zugeschritten war, während die Orgel von der Unumstößlichkeit des bevorstehenden Bundes

fabulierte! Das hatte ihr für einen Augenblick die Luft genommen. Eine kleiner Anflug von Nervosität in der ganzen Anspannung, mehr war es ja nicht, und es war auch gleich wieder vorüber, ohne dass jemand etwas gemerkt hätte. Aber trotzdem muss Belinda sich jetzt zwanghaft diese Sekunden vergegenwärtigen, als sie langsam einen Fuß vor den anderen setzte, Schritt für Schritt auf das Ziel zu, während sie gleichzeitig zu verharren wünschte, um das Endgültige für eine unbestimmte Dauer aufzuschieben. Mehrmals spielt sich die Szene in Gedanken ab. Und dann auf einmal, bei der dritten oder vierten Wiederholung, stockt ihr Schritt. Etwas zerrt sie zurück. Sie verliert das Gleichgewicht und stürzt bäuchlings vor den Altar hin.

Robert dreht sich erschrocken um. Schnell setzt er Matteo ab und hilft ihr auf die Beine. Aber es ist nichts passiert. Nur die Sachen liegen verstreut im Sand. Ein Reifen des Spielzeuglasters rollt alleine davon.

Ich bin mir selbst auf die Schleppe getreten, denkt Belinda unwillkürlich.

Matteo, der im ersten Schreck stumm geblieben ist, beginnt jetzt wieder zu heulen. Es war ein langer Tag für ihn. Für alle, die noch folgen, wünscht er sich Glück.

Feuer

Lauber steht auf der Aussichtsplattform des Kongresszentrums, das sich auf einem kleinen Hügel in der Mitte eines großen Tals befindet. Er hält ein Espresso-tässchen in der rechten Hand und schaut zur gegenüberliegenden Gebirgskette, die durch zwei Seilbahnen und etliche Skilifte erschlossen ist. Das Tal und die Hänge sind fröhlich grün, die Berggipfel schon fast schneefrei, nur die Gletscherhaube, die sich hoch über die Kämme in der ersten Reihe erhebt, blendet weiß herab. Der Himmel darüber ist tiefblau. Lauber beobachtet gerade, wie die zwei roten Kabinen der Langhornbahn, die ganz hinauf auf den Gipfel des Horns führt, wo das neugebaute Panoramarestaurant in der Sonne funkelt, einander vor einem Hintergrund frischen Tannengrüns begegnen. Obwohl es etliche Male jeden Tag geschieht, wirkt es doch immer wieder wie ein freudiges, geradezu einmaliges Ereignis. Dahinter dann, nicht weit unterhalb des Gletschers, erkennt Lauber die stämmigen Masten der Skilifte, die jetzt allesamt stillstehen. Er kneift die Augen zusammen, kann die breiten Viererkabinen des Sessellifts ausmachen, und für einen Moment glaubt er sogar, feuerrote Bügel an den Seilen des Schlepplifts weiter oben baumeln zu sehen. Oh, und dann schaukeln sich die Viersitzer urplötzlich auf, und bunte Figürchen purzeln in den faulen Schnee! Er muss sich an der Brüstung festhalten, es ist ihm kurz schwindlig ge-

worden. Der Wind fährt ihm kalt in den Kragen. Er lässt seinen Espresso auf dem Geländer stehen und schwankt schneeblind in den Saal hinein.

Lauber ist Vorstandsvorsitzender der Langentalbahnen-AG. Ursprünglich gehörten zur Gesellschaft nur das Streckennetz der zwei Schmalspurbahnen, die beidseits des Tals über die Berge in die Nachbartäler führen, die Zahnradbahn auf die kleine Sonnspitze sowie die Oberlandbusse. Erst unter Lauber wurden dem Unternehmen die Langhornbahn sowie außerdem alle Skilifte und Seilbahnen der Umgebung einverleibt. Dafür hat er tüchtig in die Kasse greifen müssen, die Modernisierung der Infrastruktur hat zig Millionen verschlungen. Aber nun ist es tatsächlich gelungen, die Touristenströme in der Region zu bündeln, die Nächtigunzshahlen sind in die Höhe geschneilt, und die Gewinne sprudeln nun auch bei den Langentalbahnen. Heuer verzeichnete man das dritte Jahr in Folge zweistellige Zuwachsraten. Der Börsenkurs ist in den zurückliegenden Monaten geradezu explodiert. Nachdem Lauber anfangs mit seiner Strategie beim Aufsichtsrat einen schweren Stand gehabt hat, ist er nun unangefochten. Auf der Jahreshauptversammlung vor zwei Tagen hat er stehende Ovationen erhalten. Das faule Ei, das ihm ein Umweltaktivist an die Brust schleuderte, ließ sich da leicht hinnehmen.

Trotzdem wird Lauber sich jetzt nicht zurücklehnen. Die Erwartungen sind inzwischen so hoch, dass sie auf Dauer nur noch schwer zu erfüllen sein werden, wenn er nicht weiterhin riskante Investitionen wagt. Als nächstes muss das Skigebiet erweitert werden. Bis hinein in die Gletscherzone, wo die Schneesicherheit noch gewährleistet ist. Als Ergänzung dazu gibt es schon Pläne für überdachte Pisten. Außerdem sind die Angebote für die Sommertouristen zu erweitern.

Erlebnisparkours, Gastronomie und Hotellerie bis hinauf über die Baumgrenze. Und eine weitere Seilbahn: die längste der Welt. Wäre es möglich, eine Großraumkabine zu entwerfen, in der zum Beispiel ein kleines Bistro Platz hätte?

Inzwischen sind die ersten Teilnehmer und Zuseher der Podiumsdiskussion eingetroffen. Lauber begrüßt den einen oder anderen, schüttelt zerstreut ein paar Hände von Freund und Feind. Dann wird er vom Veranstalter auf die Bühne gebeten, wo einige der Mitdiskutanten bereits Platz genommen haben. Ein Techniker zupft gerade an der Vorsitzenden der Umweltschutzbehörde herum, ein anderer macht sich an den Lautsprechern links und rechts des Podiums zu schaffen und spricht zur Probe in ein Mikrofon. Der Saal füllt sich langsam, es liegt das übliche Stühlerücken, Husten und Durcheinandermurmeln in der Luft. Lauber fällt der schöne Traum ein, den er heute Nacht hatte: Es war ihm gelungen, Kontakt zu einer Baufirma in Dubai zu knüpfen, die in der Lage war, das ganze Gletschergebiet mit einer riesigen, vollklimatisierten Glaskuppel zu überdachen. Es war eine Sensation. Von überallher strömten die Besucher, um die größte Indoor-Wintersporthalle der Welt zu bestaunen. Vom Tal aus gesehen wirkte sie wie eine Raumstation. Unter der glitzernden Käseglocke gab es alles, was man sich vorstellen kann. Ins Eis wurden breite Tunnel gebohrt, die zu unglaublichen Shoppingpassagen ausgebaut waren. Es gab dort auch unterirdische Hotels aller Klassen, eine Vergnügungsmeile und zu guter Letzt eine futuristische U-Bahn, die die phantastische Gletscherstadt mit dem Hauptort im Tal verband, indem sie sich innerhalb des Gebirgsmassivs spiralförmig abwärtsschraubte. Aber das Beste war noch was anderes: Lauber wurde

von der UNESCO als Bewahrer des ökologischen Weltkulturerbes ausgezeichnet, weil er das Abschmelzen des Gletschers durch seine mutige Intervention endgültig abgewendet und einen Weg aufgezeigt hatte, wie sich Naturschutz und Profitabilität vereinbaren ließen. Vor den Augen der Welt wurde ihm eine goldene Brosche ans Revers geheftet, und auch seine schärfsten Kritiker applaudierten ihm nun.

Schöne Träume. Während jetzt die Moderatorin ihre Einleitung zum Besten gibt, entrollen zwei Männer und eine Frau ganz hinten ein Transparent mit der Aufschrift „Blumen statt Boomen. Initiative für Artenvielfalt“. Und kaum ist das geschehen, wird auch in den vorderen Reihen ein Spruchband aufgespannt. „Steinböcke statt Skistöcke. Initiative für Artenvielfalt“.

Die Umweltschutzbeauftragte redet zuerst. Lauber hört ihr genau zu, um sich gegen ihre Angriffe verteidigen zu können. Das Podium hat, während sie spricht, Seegang wie ein Floß. Sie nennt seine Pläne, die Grenzen des Naturschutzgebiets unterhalb des Gletschers neu zu definieren, eine Katastrophe. Fatal, dass es überhaupt eine Diskussion darüber gebe. Ein verheerendes Signal. Dann geht sie dazu über, Statistiken über die Entwicklung der Steinbockpopulation in dem Gebiet zu resümieren. Lauber unterbricht sie einfach.

Bei allem Respekt für die Natur, es gehe nicht nur um Steinböcke, sondern auch um Menschen und ihre Arbeitsplätze. Den Steinbock hätten die Zoologen hier frisch angesiedelt, nachdem er bereits aus der Region verschwunden gewesen sei. Die Interessen der Bevölkerung und der Wirtschaft wären bei dieser Entscheidung damals übergangen worden. Es gehe jetzt darum, wettbewerbsfähig zu bleiben. Außerdem sei es seiner Gesellschaft selbstverständlich um eine sehr behutsame Dynamisierung des Naturraumes zu tun. Wachs-

tum und Ökologie könnten sehr gut koexistieren, neunzig Prozent der Alpen seien immer noch unberührt. Es sei Platz genug für alle da. Wenn man jede Innovation bekämpfe, dann bleibe die Welt irgendwann stehen. Die Welt sei Fortschritt. Und ja, der Fortschritt sei positiv. Auch in der Altsteinzeit, als der Mensch das Feuer in seine Gewalt gebracht habe, habe es wohl Mahner gegeben. Wo wir jetzt wären, wenn man ihnen Gehör geschenkt hätte? Niemand hier im Saal wolle in die Steinzeit zurück. Darum müsse man mit dem Fortschritt leben.

Monate später findet Lauber sich in Dubai wieder. Die Pläne für die Glaskuppel liegen vor. Er hat einen Termin im Architekturbüro mit einem gewissen Dr. Raschid Al' Hammammam oder so ähnlich, er kann sich den Namen nicht richtig merken. Er rauscht gerade über eine fünfspurige Autobahn. Ringsum ragen spiegelnde Prismen und Stelen in den grauen Himmel auf. Er weiß nicht genau, wo er abfahren muss, es sind viele Ausfahrten, und der Verkehr ist immens. Er getraut sich nicht, die Spur zu wechseln und schwimmt deshalb unentschlossen mit den anderen mit. Solange bis er die Stadt im Rücken hat. Links und rechts breitet sich schon die Wüste aus, endlos. Gelblicher Staub liegt in der Luft, weht über die Fahrbahn, alles ist sandfarben. Links und rechts fegen die Autos an ihm vorbei, als gäbe es kein Morgen, es sind alles Modelle aus den Siebziger- und Achtzigerjahren. Es ist schwül, sein Mietwagen hat keine Klimatisierung. Er kurbelt die Fensterscheibe herunter, um den Fahrtwind zu spüren. Links vor ihm schlingert ein grüner Peugeot. Die Passagiere im Fond lehnen sich weit aus dem Fenster und winken ihm fröhlich zu. Besonders der Junge mit dem rotweiß gestreiften Shirt und dem riesigen

silbernen Kreuz um den Hals. Er ruft etwas und macht das Victory-Zeichen. Weiter vorn ist eine große Ausfahrt, vielleicht wollte er ihn darauf hinweisen. Lauber hupt zum Dank. Er verlässt die Autobahn und fährt durch eine Siedlung, die aussieht wie Timbuktu. Lehmhütten mit kleinen Gucklöchern, davor sitzen dösende Wahrsager im Burnus mit Kristallkugeln auf den Knien. Ob sie darin wohl seinen Gletscher sehen, denkt Lauber. Dann gelangt er zu einer großen Halle auf einem weiten Platz, auf dem verstreut ein paar Fahrzeuge geparkt sind. Der Bau ist quadratisch, unverputzt und ohne Fenster. Aber er hat ein gewaltiges Eingangstor, das weit geöffnet ist. TIMBUKTU STOCK EXCHANGE steht in großen blassen Buchstaben darüber. Hier muss Dr. Al' Hammammam sein. Er parkt den Wagen und geht hinein. Es ist ein riesiger, dämmriger Saal. Ähnlich einer Markthalle. Ganz hinten an einer Art Rundtheke stehen ein paar Geschäftsleute in Anzügen, die reden und gestikulieren. Dahinter einer, auch er im Anzug, der ihre Aufträge entgegen nimmt. Er arbeitet an mehreren Rechnern gleichzeitig, kontrolliert offenbar die Kurse auf den riesigen, modernen Flachbildschirmen. Dazwischen schenkt er Drinks aus. Lauber geht hin. Er muss den Reinigungskräften ausweichen, die mit großen Besen den Müll des Tages zusammenkehren. Der Boden ist übersät mit weggeworfenen Notizen und alten Zeitungen, aber auch mit großen Haufen getrockneten Kamelung. Dr. Al' Hammammam streckt ihm die Hand entgegen. Er ist in Eile und deutet aufgeregt auf eine große Tafel, auf der mit Kreide die Schlusskurse notiert sind. Bank of Afrika hat heute um 100 Prozent zugelegt. Ich muss zurück nach Dubai, um sie abzustoßen, sagt er. Timbuktu ist zu klein, ich bin nämlich Hauptaktionär. Dann verabschiedet er sich und rennt schon hinaus. Lauber sieht

sich ratlos um. Durch ein Fenster ganz weit oben, eher ist es ein quadratisches Loch in der Ziegelwand, streckt ein Kamel seinen Kopf herein. Oder ist es eine Giraffe? Das Tier gähnt und gibt dabei einen winselnden Laut von sich, von dem Lauber erwacht.

Er ist in der Reha-Klinik. Am Morgen braucht er immer ein paar Augenblicke, um sich seine Lage zu vergegenwärtigen. Er hat monatelang versucht, sich gegen die Naturschützer durchzusetzen, um seine Projekte realisieren zu können, gleichzeitig hat er die Kritiker aus dem Aufsichtsrat in Schach halten müssen, die plötzlich wieder da waren, weil das zweite Quartal nur noch ein schwaches Gewinnwachstum produziert hatte. Sie waren gegen neue Investitionen und forderten Sparmaßnahmen. Es war ein zermürender Seiltanz. Er wurde zwischen allen Fronten zerrieben. Verleumdungen in der Presse bis hin zu Korruptionsvorwürfen kamen dazu. Er arbeitete Nächte durch, feilte an Konzepten und Projekten. Und wenn er einmal schlafen musste, fuhr er dazu immer öfter gar nicht mehr nach Hause, sondern blieb im Büro und legte sich aufs Sofa. Irgendwann schlug dann plötzlich der Blitz ein, den man Burn-Out nennt. Es manifestierte sich recht lakonisch in Form einer gröberen Schwindelattacke, der ein paar Tränen folgten. Sie schienen aus einem Abgrund in ihm zu kommen. Als sie ausgeweint waren, musste er feststellen, dass er nicht mehr Kopfrechnen konnte. Dass er die Quartalsbilanz auf seinem Schreibtisch sinnlos fand. Er musste zuerst zwei Monate in der Nervenheilstation verbringen. Dann kam er in die Rehaklinik. Hier nimmt er jetzt an einem Pilot-Programm teil, das seine Reintegration ins Berufsleben vorbereiten soll. Es handelt sich im Wesentlichen um eine Ergotherapie. Nur langsam geht es bergauf.

Lauber steigt aus dem Bett. Durchs Fenster hat er den Ausblick auf das Langhorn. Es ist ein herrlicher, wolkenloser Herbsttag, und die große rote Gondel hat gerade eben die Talstation verlassen. Sie ist noch ganz nah, Lauber kann die munteren Ausflügler sehen, die fröhlich winken, als wollten sie ihn grüßen. Das ist die Kulisse, vor der ich mich verausgabt habe, denkt Lauber kurz und ohne weiteren Zusammenhang.

Die Werkstatt ist hell und warm von der Morgensonne. Einige Patienten sind schon da und arbeiten still. Lauber setzt sich an die große Werkbank am Fenster. Wie immer kontrolliert er zuerst, ob noch genug Material vorhanden ist. Holzspäne, Stroh und Kartonschachteln. Oft wird ihm davon schon flau. Dann wartet er und schaut, bis sich das Unbehagen wieder legt, eine Zeitlang durchs Fenster. Von hier aus sieht er genau in die entgegengesetzte Richtung. Kann er von seinem Zimmer das Aus- und Einlaufen der Seilbahn beobachten, hat er hier Ankunft und Abfahrt der Zahnradbahn vor Augen. Ein großer rautenförmiger Schienenbus, auch er feuerrot mit einem gelben Streifen in der Mitte, der im Schneckentempo die grüne Traverse erklimmt. So schwerfällig kommt er vom Fleck, wie sich die Zahnräder in seinem lädierten Gehirn bewegen. Trotzdem schnell genug, um ihn Stunde für Stunde mühelos abzuhängen.

Er wendet sich ab und greift sich ein paar Späne und ein Büschel Stroh aus den Haufen, die vor ihm liegen. Dann umwickelt er die Späne fest mit dem Stroh. Die fertigen Bündel gibt er dann zu fünfen in eine der Schachteln und schiebt zu. *Ofenanzünder* steht darauf.